

WORMDITT

650 Jahre Stadt

Heuer sind es 650 Jahre her, daß die ermländische Stadt Wormditt ihre Handfeste erhielt, ein willkommener Anlaß, ihrer in unserem Heimatblatt zu gedenken.

Die hohen Ufer der DREWENZ, eines Nebenflusses der Passarge im südlichen Teil des Kreises Braunsberg, boten schon den Bewohnern früherer Zeiten Schutz und Sicherheit. So nimmt es nicht wunder, daß die alten Prußen vor der Ankunft des Deutschen Ordens an der Stelle, wo heute Wormditt liegt, eine Siedlung hatten, von der man nicht mit Sicherheit sagen kann, ob sie ein Dorf oder die Burg eines Edlen war.

Daß der Orden hier bereits ein ansässige Bevölkerung vorfand, geht aus dem Namen hervor, der zweifelsohne prußischer Herkunft ist. Hieß doch der Ort damals *Wurmedytin* oder *Wormedythin*, ein Name, un, dessen Erklärung man sich vergeblich bemüht hat. Man hat versucht, ihn mit den Warmiern, die dem Ermland den Namen gegeben haben, in Verbindung zu bringen, doch muß gesagt werden, daß diese damals ihre Wohnsitze weiter nördlich entlang der Küste des Frischen Haffes hatten. Wormditt gehörte aber genau wie Heilsberg zum Gau Pogesanien. Die neuen Einwanderer übernahmen den prußischen Namen, deuteten ihn aber auf ihre Weise. So entstand die Sage vom Lindwurm, der einst in der Gegend des Marktes gehaust und gräßliches Unheil über den Ort gebracht haben soll, bis endlich ein kühner Ritter ihn zur Strecke brachte. Als ein Bauer das tote Untier daliegen sah, erhielt er auf seine Frage, was das sei, die Antwort „Worm dit dat“, und so ist Wormditt zu seinem Namen gekommen.

Man ging noch einen Schritt weiter. Man nahm den Drachen der Sage weiter, in das Stadtwappen auf. Das älteste Siegel der Stadt von 1388 zeigt bereits einen Lindwurm,



Das Lindwurm-Wappen der Stadt.

der sich in den Schwanz beißt. Später gab man ihm eine etwas andere Form. Nun zeigte das Wappen auf grünem Rasen einen krallenbewehrten Drachen, der züngelnd mit gespreizten Flügeln zu seinem gerügelten Schwanz zurückblickt. Eine drohende Sprache führte das Wappen, und dabei waren die Wormditter doch friedliche Menschen.

Von Schlesiern besiedelt

Wann die Gründung der Stadt Wormditt erfolgt ist, läßt sich nicht genau feststellen. Jedenfalls ist sie 1308 zum ersten Male als Siedlung belegt. Die Besiedlung des Ermlandes, die unter dem Bischof Heinrich I. Fleming den Küstenstrich und das Passargeflaß erfaßt hatte, drang unter dem folgenden Bischof Eberhard von Neisse (1301—1326) in das mittlere Ermland vor und führte zur Gründung der Städte Heilsberg und Wormditt. Mit einiger Sicherheit nimmt man das Jahr 1312 als den Zeitpunkt der Verleihung der Handfeste an. Der Lokator, der die Besiedlung der Stadt leitete, hieß Wilhelm und stammt gleich dem Bischof aus Schlesien. Man hält ihn für einen Verwandten des Bischofs. Natürlich warb der Lokator die neuen Siedler unter seinen Verwandten und Bekannten, also seinen Landsleuten. So erklärt es sich, daß Wormditt von Schlesiern besiedelt wurde und die Bevölkerung den mitteldeutschen Dialekt, das sogenannte „Breslauisch“, sprach, während die unter Bischof Heinrich I. besiedelten Gebiete entsprechend ihrer Herkunft Niederdeutsch, das sogenannte „Käslauisch“, sprachen. Die Sprachgrenze, die mitten durch das zwischen Wormditt und Mehlsack gelegene Kirchspiel Heinrichau ging, hatte sich bis in unsere Zeit erhalten.

Die „Lauben“ am Marktplatz

Die Anlage der Stadt erfolgte nach dem im Ermland üblichen Grundriß, das heißt, man teilte die neue Siedlung in rechteckige Blocks auf, in der Mitte sparte man einen großen viereckigen Platz für den Markt aus, auf dem das Rathaus zu stehen kam. Die Kirche wurde am Rande der Stadt errichtet, wo sie dem lärmenden Verkehr entrückt war und gleichzeitig ihre Aufgabe als starke Verteidigungsbastion erfüllte. Die Gitterstruktur der Stadt wurde allerdings nicht so hart durchgeführt, daß nun ein genaues Rechteck entstand, man paßte sich den Bodengegebenheiten an und nahm vor allem auf die Verteidigungsmöglichkeit Rücksicht. Alle Ordensstädte sind nach dem gleichen Grundgedanken errichtet, doch gleich keine vollkommen der anderen.

Daß Wormditt neue Bürger aus den mitteldeutschen Raum kamen, kündeten auch die „Lauben“, die ursprünglich alle Häuser um den Markt herum aufwiesen. In den schattigen Gän-

Rathaus und Laubenhäuser am Markt

Foto: Marburg



gen hinter den starken Arkaden spielte sich in früheren Zeiten ein gemütliches Leben ab, das den nachbarlichen Zusammenhalt begünstigte, später nahm das dahinter liegende Erdgeschoß meist Läden auf. Einst hatte jedes der am Markt liegenden Giebelhäuser eine solche Laube aufzuweisen. Als starke Brände im 19. Jahrhundert mehrfach große Lücken in die Fronten rissen, baute man die Häuser vielfach nicht mehr in der alten Form auf, sondern zog die Vorderwände bis zur Erde hinunter. Auch wurden die

Häuser nicht mehr als Giebelhäuser aufgebaut, so daß die Einheitlichkeit des Marktplatzes sehr darunter litt. Später aber kehrte man wieder zu der ursprünglichen Form zurück, da die Obrigkeit darauf bestand, daß bei Neubauten wieder Lauben errichtet wurden. So kam es, daß Wormditt von allen ermländischen Städten die meisten Häuser dieser Bauform aufwies. Von ihnen ging ein Teil in seiner Entstehung auf das 17. und 18. Jahrhundert zurück, andere gehörten dem 19. Jahrhundert an.

Die Burg - einst bischöfliche Residenz

Fast immer wurde bei der Gründung der Städte im alten Ordensland auch eine Burg errichtet. Wormditt machte davon keine Ausnahme. Der Gründer der Stadt, Bischof Eberhard, nahm gleichzeitig den Bau einer solchen in Angriff. Im Nordwesten der Stadt, durch eine Schleife der DREWENZ gesichert, schuf man eine Anlage, die aus zwei mehrgeschossigen Flügeln bestand, während die übrigen Seiten nur durch Mauern gesichert waren. An sie schlossen sich die Wirtschaftsgebäude an. Der an der Südwestecke gelegene Turm, aus dessen Fenstern man rechtzeitig herannahende Feinde beobachten konnte, wies starke Kellergewölbe auf, die zur Speicherung von Munitionsvorräten dienten. Die Burg muß ein stattlicher Bau gewesen sein, der viele Räume aufwies. In den Jahren von 1341—1349 durfte sie sogar dem

Bischof Hermann von Prag als Wohnsitz dienen, wodurch Wormditt für diese Zeit die Ehre hatte, Residenzstadt des Ermlandes zu sein. Der Bischof richtete auf dem Schloß auch eine Schule ein, die nachweislich bereits im Jahre 1343 bestand und ausschließlich für Hofjunker, darunter auch Stammprußen, bestimmt war. Zumeist wohnte in dem Schloß nur der Burggraf, ein bischöflicher Beamter, die Bischöfe selbst benutzten es nur auf ihrer Durchreise.

Die kriegerischen Wirren der folgenden Jahrhunderte setzten dem Gebäude arg zu. Zu Beginn des Städtetries im Jahre 1454, wandten sich die Wormditter Bürger gegen ihren Bischof, zogen vor das Schloß, erstürmten und plünderten es. Wenn es auch wieder zu einer Versöhnung der Bürger mit dem Bischof kam, die dem Bau zugefügten Schäden wurden zunächst

nicht beseitigt. Bischof Rudnicki (1604—1621) veranlaßte umfangreiche Wiederherstellungsarbeiten, aber die Eroberung durch den Schwedenkönig Gustav Adolf am 19. Oktober 1627 vernichtete wieder vieles. Erst ein Jahrhundert später feierte das Schloß eine neue Auferstehung. Die Bischöfe Potocki (1711—1724) und Szembek (1724—1740) ließen es wieder ausbauen, doch dann folgte eine neue Verfallszeit. 1806 wurde der größte Teil des Gebäudes abgebrochen, um Ziegel für die Errichtung anderer Bauten zu gewinnen, und zu dieser Zeit kündeten nur noch klägliche Reste von Kellerräumen unter dem ehemaligen nordwestlichen Flügel und Grundmauern vom nordöstlichen Flügel, daß hier einst ein Schloß gestanden hatte. Lediglich der Name der Schloßstraße hielt das Andenken an die ehemalige Zeit wach. Auf dem Gelände der einstigen Burg führte man einen roten Ziegelbau von wenig schönem Äußeren auf, der die Knaben- und Mädchenschule der Stadt aufnahm.

Von fünfzig Jahren, am 3. Juli 1912, begingen die Wormditter den großen Tag ihres 600jährigen Bestehens. Ein treuer Sohn der Stadt, der 1949 zu Heide in Holstein verstarbene Stadtrat Franz Buchholz, verfaßte eine Festschrift, „Bilder aus Wormditts Vergangenheit“ verfaßt, in der er in liebevoller Weise die Schicksale seiner Vaterstadt im Laufe der Jahrhunderte schilderte. Mit Wehmut werden die alten Wormditter an jenen Tag zurückdenken. G. M.

In Wäldern des Ermlandes

Im ermländischen Walde gab es immer etwas zu sehen und zu hören, wenn man Augen und Ohren offen hielt und mit dem lautlosen Schritt der Jägersleute vorsichtig dahinging, unter deren Füßen kaum einmal ein Ästchen knackte auf den weichen, mit Tannennadeln bedeckten Wegen. Da schwirrten im Unterholz alte und junge Vögelchen oder schwangen sich singend von Ast zu Ast, die schlagenden Finken und die vielstimmigen Drosseln, die zirpenden Meisen und die schlanken Grasmücken, der flötende Pirol mit seinem regenkündenden Gileo-Bülou-Ruf und der scheltend krächzend davonfliegende Eichelhäher, der die Tiere des Waldes vor dem schleichenden Menschen warnte. Possierlich und flink huschten die Eichkätzchen jagend durch die Bäume und tuckten und schnurrten; mit großen dunklen Augen musterten sie vom sicheren Ast die langsamen Menschenlein, neugierig und doch stets bereit, mit weiten Sprüngen und blitzschnellem Klettern und Kriechen um die Baumstämme sich in Sicherheit zu bringen. Bisweilen verrieten nur rieselnde Deckblätter von Tannenzapfen oder deren abgeworfene Spindeln, daß oben ein Eichhörnchen seine Mahlzeit hielt. Lockend klang das „Ru—ru—ku“ der Wildtauben; irgendwo klopfte es im Holze, und wenn man vorsichtig lauschend spähte, erblickte man

wohl einen Buntspecht mit seinem schwarz-weißen Federkleid und dem roten Schopf, wie er dicht am Stamm auf den gespreizten Schwanz gestemmt mit gewaltigen Schlägen seines Genickes den starken Schnabel in das morsche Holz trieb und das darin mahelnde Gewürm herausholte. Mit raschem „glöck—glöck—glöck—glöck“ flog er dann davon. Hatte man Glück, so war es gar ein mittelgroßer Grünspecht mit seinem farbenprächtigen Gefieder oder ein großer Schwarzspecht mit schwarzem Gewand und rotem Kopfputz, der mit kackerndem lauten Ruf abging.

Überall führten Wildwechsel durch den Wald, und hier und da stieß man auf geschützte Rufen, in denen im Winter die Rehe gefüttert wurden. In der Schonzeit waren sie nicht scheu und hatten vor Wagen keine Furcht. Sie wechselten ohne sonderliche Hast vor ihnen über die Chaussee oder blieben am Waldrande mit großen fragenden Augen stehen; der Fußgänger bekam meist nur ihre weißen Spiegel zu sehen oder hörte sie oft schreckend davonpoltern. Gelegentlich huschte auch wohl ein Fuchs mit spitzer Schnauze und buschiger Rute über eine Schneise. Im Sommer traf man auf alte Leute oder Kinder, die Beeren aller Art sammelten und durch Übung es zu erstaunlicher Fixigkeit

darin gebracht hatten. Man traf die erfrischenden Früchte schon an den Chausseen und in den Straßengräben, und mancher Wanderer erquickte sich an ihnen, wenn die Sonne heiß brannte und kein Lüftchen sich regte. Wundervolle Schmetterlinge flogen in irrendem Flug schwankend über der Chaussee, Bläulinge und Bräunlinge und Schillerfalter, Fische und Perlmutterfalter, auch Schwalbenschwänze und der dunkelsamte, gelbgerandete Trauermantel.

Noch lohnender war das Sammeln in den ergeizäunten Pflanzgärten, die aber nur der Förster und seine Angehörigen betreten durften. Hier gediehen besonders auch Himbeeren mit ihren zwiehler kleinen, aber hocharomatischen Früchten, die wie die Erdbeeren köstlichsten Saft ergaben. Blaubeeren standen in ganzen Feldern beisammen, wie Glöckchen hingen die Früchte an den Zweigen; bald war ein Eimer vollgeplückt, und trotzdem waren auch Mund, Zunge und Zähne noch so echt blau gefärbt, daß Putzen und Scheuern erst nach mehrfacher Wiederholung einigen Erfolg hatte. Doch was machte auch schon die blaue Farbe aus!

Gegen den Herbst hin, wenn das Heidekraut schon die Wegränder violett färbte, kam die Zeit der Pilze; nach warmem Regen schossen sie „wie Pilze“ aus der Erde, und ohne große Mühe konnte man Taschen oder Körbe voll Gelböhren (auch Pfifferlinge genannt), Steinpilzen, Reizkern, Birkenpilze und Champignons heimbringen. Man mußte sich aber auskennen; Unkundige erlagen leicht dem verführerischen Reiz der prachtvoll roten Fliegenpilze mit ihren Sahnespitzen oder der Versuchung der großen Satanspilze oder der argen Täuschung des bösen Knollenblätterschwammes. Die hohe weiße Stinkmorchel kündigte sich schon von fern durch ihren widerlichen Geruch an, und niemand bekam Lust, sie zu schneiden.

Und was konnte man für herrliche Blumen im Walde finden! Im Frühjahr entfaltete der unter Naturschutz stehende, giftige Seidelbast seine blauen Blüten an noch blattlosen Stielen, und im Herbst standen auf den Wiesen die zarten, hellvioletten Herbstzeitlosen in giftiger Verschämtheit. Im Sommer aber fanden sich in Mengen die hohen, großblütigen Glockenblumen, sonst eine Seltenheit und im Walde bei Warnicken an der Ostsee unter Naturschutz gestellt. Selbst die hoheitsvolle Türkenbundlilie prangte mit ihren hängenden blau- bis braunroten Blüten, aus deren zurückgebogenen Blütenblättern sich die Staubgefäße und der Stempel voll Kraft und Lebenslust herausreckten. Verbunden mit den zarten Waldgräsern, vor allem dem Zittergras mit seinen an feinen Fäden schwankenden, länglich runden Ährchen ergaben sich wunderbare Strauße.



Blick auf die Stadt. In der Mitte des Bildes die Kirche.

Arnold Grunwald